

„Als Autor zwischen Deutschland und Frankreich“

Vortrag

Klaus Bernarding

20.01.2009

Der Titel der heutigen Veranstaltung mag bombastisch klingen: „Als Autor zwischen Deutschland und Frankreich“! Und ein Einzelner, ein Subjekt, das ein Autor ja stets ist oder zumindest zu sein glaubt, nimmt für sich in Anspruch, zwischen zwei so ausgedehnten Räumen hin und her zu pendeln, als seien sie ihm durchaus bekannt, als handele es sich um Station D und Station F? Dabei nicht selten die Fragen vor Augen: Was ist dieses Deutschland eigentlich, was dieses Frankreich, zumindest für mich? Und schließlich: Wie gestaltet sich die kleine Rolle, die du dabei spielst?

Eine Zeilenschaltung, und schon ist die Frage nach der Identität zweier Länder und der eines seiner Besucher oder Bewohner aufgetaucht.

Aber belassen wir es probenhalber dabei.

Eine erste Aussage über beide Länder könnte lauten: Sowohl Deutschland als auch Frankreich sind Staaten der Europäischen Union, mehr noch: Sie zählen zu deren sechs Gründerstaaten, und: Sie sind das Herzstück dieses historisch einmaligen Versuchs, bestärkt durch das persönliche Zusammentreffen zweier großer Staatsmänner, Konrad Adenauer und Charles de Gaulle. Oder war die Reihenfolge umgekehrt. War nicht de Gaulle derjenige, der 1962 eine erste Deutschland-Reise unternahm? Und hat Adenauer nicht lange Zeit gezögert, Frankreich einen Staatsbesuch abzustatten und in Colombey-les-Deux-Eglises in der Boiserie de Gaulles zu übernachten? Eine weitere Frage ist zu stellen: Was wäre aus Europa

geworden, hätte es nicht zur gleichen Zeit in Frankreich einen Robert Schuman, einen Jean Monnet, und in Belgien einen Paul-Henri Spaak, in Italien einen Alcide de Gasperi gegeben?

Unsicherheiten. Ungewissheiten. Besonders auf dem Parkett der Politik.

Nicht, um die Fragen endgültig zu beantworten, sondern um uns ihnen anzunähern, begeben wir uns ein paar Sätze lang auf dieses verminte Feld.

Ein gern begangener Weg bietet nur eine Scheinlösung an: der Sprung ins Reich der Clichés, die Vorurteile bedienen! Einen aktuellen Beitrag dazu hat der tschechische Künstler David Cerny in Brüssel geleistet – oder sollte es heißen: sich geleistet? Da wird Spanien symbolisch als Betonplatte dargestellt, weil dort in wilder, mehr noch in staatlich geförderter Bauwut ganze Landstriche zugemauert wurden; Italien erscheint als ein Land der Tifosi, der Fußballfans, auf einem einzigen Sportfeld, ein Stiefel mit verkantetem Ball an seiner Spitze; Deutschland sticht hervor als Autobahnnetz im Zeichen eines vermuteten Hakenkreuzes und Frankreich als Bastion der Streikenden.

Das ist schön und gut! Was Kunst auch sein soll. Aber ist es auch richtig? Oder soll ich fragen: Ist es auch wahr? Sind solche Vorurteile nicht schädlich? Es ist richtig, sofern man lieber sein Geschäft mit Pauschalen als mit aufgelisteten Details machen möchte. Damit ist die Frage nach der Wahrheit immer noch nicht gelöst. Sie erfordert den Einsatz des erkennenden, mehr noch, des liebenden Subjekts, wie es die platonische und viel später die thomistische Erkenntnislehre vorgab. Und die Ethik, die Lehre vom Handeln? Vom angeblichen Beleidigen nationaler Insignien? Es schadet nichts, solange man sich der Umstände, die dazu führten, bewusst bleibt!

Deshalb sollte niemand davor zurückschrecken, Vorurteile zu setzen und sie zu verwenden, dies in der Weise eines vorläufigen Urteilens in Richtung eines

geprüften Urteilens, wegen meiner, eine ganze Kette von Versuchen. Am besten, man gelangt erst gar nicht zu einem endgültigen Urteil, weil jedes Urteil in der Zeit weilt und mit ihr sich die ursprünglichen Gründe verändern. Oder am Ende gänzlich weggefallen sind.

Zwischen Deutschland und Frankreich

Aufgrund des nun einmal angenommenen Titels soll ich mich als **Autor** zwischen Deutschland und Frankreich, zwischen Station D und Station F, bewegen. Doch bevor ich zu der Bewegung selbst komme, bitte ich Sie, mich bei einigen Bemerkungen über beide Stationen zu begleiten, Und mir notfalls zu widersprechen.

Das gehört zum guten „kolloquialen“ Handwerk.

Station D – Deutschland

Schon ist's passiert: Denn vorzugsweise bin ich **Saarländer**, als Deutscher kurz nach der von zwei Dritteln der damaligen Einwohnerschaft gewählten Rückgliederung ins Dritte Deutsche Reich geboren. Ohne mein Zutun vollzog sich das. Meine Mutter ging, mit mir schwanger, zur Wahlurne in die Alte Schule in der Ambetstraße und hat in späteren Jahren auf mein diesbezügliches Fragen nie geantwortet. Abgesehen davon, dass eine solche Frage damals als eine Frechheit galt, hätte sie, fromme Katholikin und gute Ehefrau, die sie war, kurz angebunden erwidert: Was hätte ich denn anders machen sollen?

Soweit zu jenem Deutschland. Bevor mir etwas zum jetzigen Deutschland einfällt, bleibe ich lieber ein paar Sätze lang in unserer Region. Das mag mit meiner Kindheit im Zweiten Weltkrieg zusammenhängen, den ich – und das ist buchstäblich gemeint – im Saarland, Kreis Saarlautern, Bürgermeisterei Schmelz, überlebte.

Auf einem Blatt, das ich zufällig bei meinen Vorbereitungen entdeckte, liest das sich so:

Sein Misstrauen

gegen eine Goldrandbrille

gegen eine Krawatte, gegen alles
straff Sitzende, braune Uniformen, feldgraue.
Ein steifer Hemdkragen, bis heute ein Gräuel.

Trug Heinrich Himmler nicht
eine Goldrandbrille?

Früh verloren für die Welt dieser
gut sitzenden Ein- und Zweireiher

Ein Grenzgänger auf der Suche
nach fernen Ländern, wirklichen, eingebildeten.
In Kiplage befand er sich,
Labil, fragil, von Anfang an.
Randlagen, Ränder, zwei Seiten mindestens,
und niemals auf der richtigen.

Nicht lange danach Mitte der fünfziger:
Europa, Gespenst auf einem schwarzen Stier -
Ein Orkan aus Dien-Bien-Phu,
beißender Sirocco aus dem Chott-el-Arab,
dem Aurès-Gebirge.
Die schöne Marianne, kräftig geschüttelt.
Im selben Jahr noch: Die Mehrheit meines Landes
votiert für Heimat, gesicherte Qualität und
bundesdeutsche Produkte.

(Fragment ohne Datum)

Wiederum hatte ich keine Wahl, kein Wahlrecht...Am 23. Oktober 1955 war ich „erst“ zwanzig Jahre alt.

Ich hatte Ende September des gleichen Jahres die große Kundgebung der drei „deutschen Parteien“ Ney für die CDU, Conrad für die SPD und Schneider für die FDP in der Wartburg besucht, erschrocken über deren rüde nationalistischen Töne; dies, nachdem ich den Sommer im internationalen Jamboree (Welttreffen der Pfadfinder) in Kanada verbracht hatte. Danach befielen mich Zweifel wie ein leichtes Fieber. Zweifel darüber, ob es auf diese Weise und mit solchen Weisen sinnvoll wäre, wieder „heim ins Reich“ zu kommen. Längst hatte sich in meinem Innern die Idee Europa nieder gelassen.

Zweifel. **Keine Zweifel** hatte ich in Bezug auf meine kulturelle Heimat, die sich mir vor allem über die deutsche Sprache und Literatur vermittelt hatte. Da ich vom Lande kam, war Hochdeutsch so etwas wie meine erste Fremdsprache, die ich in der Schule erlernen musste. Die zweite, das Französische, war ab 1945 bereits in den damaligen Volksschulen durch die französische Militär- und spätere Zivilverwaltung erzwungen, **forciert** worden, und, wenn nötig, mit Stockschlägen **instruiert**, von Lehrern, die kaum des Französischen mächtig waren.

Nebenbei gefragt: Kann man je einer „Sprache mächtig“ sein?

Später auf dem Gymnasium ging ich über diese neue Brücke, auf wackeligen Beinen noch tastete ich mich voran. Auf der gegenüber liegenden Seite eröffnete sich allmählich eine andere Welt, nicht mehr voller Propaganda, sondern im Zeichen der Aufklärung, des republikanischen Geistes, der **Civilisation Française**, der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Erst lange danach erfuhr ich, wie diese drei Schwestern sich in den Haaren liegen konnten!

Heimat

So war auch mein Begriff von Heimat, sofern er an das Saarland beziehungsweise die

Region gebunden war, missverständlich und von mir nicht unbedingt positiv ausgelegt.

Ich zitiere aus einer Untersuchung der Goethe-Universität Frankfurt unter Leitung von Prof. Schilling zu **Heimat als Geheischnis** aus dem Jahre 1982, während der auch ich befragt worden war.

„**Heimat** ist nicht (nur), woher man kommt, eben dieses Geborgene. Heimat ist etwas, was einer sich erarbeitet hat unter Schwierigkeiten... Ich glaube, dass sie auch Prüfungen standhalten muss und das kann sie nur, wenn sie erarbeitet worden ist, sei das analysierend, sei das beschreibend.“

Demnach besäße ich, wie ich in der Auswertung erfuhr, einen „dynamischen Heimatbegriff“. Für mich sei Heimat der Ort, die Gegend, in der man aufwuchs und zu der man ein starkes emotionales Verhältnis hat; zum anderen das Ergebnis eines Prozesses der aktiven Aneignung und Auseinandersetzung mit einem Lebensraum.

Station F - Frankreich

Auch während des Kalten Krieges gingen meine Reisen weiter in die Länder der westlichen Hemisphäre, immer wieder in das benachbarte Frankreich. Nicht nur die granitene, inzwischen mit Gülle aufgefüllte Bretagne, nicht die grüne, inzwischen nukleare Normandie, nicht das Wein selige, inzwischen mit Gasen verseuchte Burgund, nicht das nach Abenteuer duftende alte Paris des Faubourg-Saint-Martin, seiner Bistrots, die morgens mit ihren grand cafés au lait, croissants und gauloises nur auf mich zu warten schienen, durchwanderte und bewunderte ich. Nein, eines Tages fand ich eine neue Heimat auf dem Lande, irgendwo in der tiefen ost-französischen Provinz, im ehemaligen Barrois, dem heutigen Departement Meuse, dem westlichen Teil der Region Lothringen. La Lorraine, anders geschrieben: **Ma Lor-reine**, meine Königin. Ein kleines Haus, einen großen Garten hat sie mir vermacht, geliehen, die Lehnsherrin. Un petit coin de paradis, vraiment!

Bin ich nicht doch ins Schwärmen geraten? Ist die Wahrheit nicht auch die, dass sich nordöstlich meiner habitation secondaire, der Zweitwohnung, das Kernkraftwerk

Cattenom, Moselle, breit gemacht hat und seitdem anstößig auf das Drei-Länder-Eck einwirkt? Die Wahrheit nicht auch die, dass im Département Meuse eine sogenannte Versuchsstation für die Einlagerung von angeblich gering strahlendem Atommüll als **Laboratoire** eingeschleust wurde? Dies in Bure bei Bar-le-Duc. Dafür ist Monsieur le Maire geehrt und seine Gemeinde mit neuer öffentlicher Anlage versehen worden. Quel drôle de vie et de mort!

Exkurs

Längst bin ich also dazwischen geraten, zwischen die Fronten, die frontières, die zwar noch Grenzen sind, aber in einem subtileren Sinne **aufgehoben**.

Dieses „**zwischen**“ ruft wörtlich ein Zwischendasein innerhalb zweier Positionen hervor. Betrachten wir die beiden Positionen, die einerseits das Deutsche, andererseits das Französische einnimmt näher, um das Pendler-Dasein des Autors auszudrücken: Im Deutschen ruft das **zw** am Wortanfang von **zwischen** ohne weiteres die Zwei hervor, zwiefach (doppelt), Zwietracht (Gegensatz zur Eintracht), Zwist (Streit, entzwei, auseinander), Zwirn (zweidräftiger Faden), Zweifel (unschlüssig, geteilten Sinnes sein). Schließlich, sagt der kluge Wortausdeuter Friedrich Kluge, entstand **zwischen** aus der im Mittelhochdeutschen verkürzten Formel in, under, zwisc (zweifach) und besagt: **in der Mitte von beiden**.

Nun sei der Sprung ins Französische gewagt! Bereits das oben zitierte **under**, im Althochdeutschen **untar**, lässt eine Verwandtschaft mit dem **entre** (zwischen) erahnen. Da aber **erahnen** eine Vorstufe des Wissens ist, sei es näher beleuchtet: **entre** lässt sich auf das lateinische **inter** zurückführen und hat im Alt- und Mittelfranzösischen zahlreiche Komposita gebildet, wie **inter-prète**, Übersetzer, oder wie **intér-êt**, Interesse, dazwischen Sein, ein Zwischendasein führen.

Dazwischen – der Autor

Demzufolge wäre der Autor zwischen zwei Ländern mit verschiedenen Sprachen, wie

dem Deutschen und dem Französischen, ein Über-setzer. Indem er hin und her pendelt, tut er das, was im Französischen se balancer heißt. Er lebt ständig auf einer Art Waage oder Schaukel und versucht, sein Gleichgewicht zu erhalten oder herzustellen. Das geht nicht ohne ständige Anstrengung. Aber seine Neugier nach neuen Horizonten treibt ihn dazu an, und sein Mut, das Sichere und Bekannte zugunsten des Gewagten und Fremden aufzugeben.

Solange Leib und Seel zusammenhalten und nicht „twisten“.

Nun zu meinem Fall: damit Leib und Seel zusammenhalten, beziehe ich mich als Autor auf meine deutsche Muttersprache, die auch meine Vatersprache ist. So schreibe ich seit Jahren auf Deutsch für deutschsprachige Hörer und Leser. Die Themen meiner Texte finde ich in französischen Quellen oder da, wohin ich ständig meinen Blickkreis erweitere: im provinziellen Alltag Frankreichs, der France profonde, im Allgemeinen Gedächtnis, dem Patrimoine, in den täglichen Nachrichten, den actualités, in der Tageszeitung „Est-Républicain“, schon mal in der TF 1, dem französischen Staatsfernsehen, das nun ohne pub, publicité, Reklame, auskommen muss, und, wie die satirische Wochenzeitung „Le Canard enchaîné“ neulich bedauerte, dadurch die abendliche Pause, in der die Kinder zu Bett gebracht werden müssen, leider ausfällt oder die ebenfalls fehlende Pinkel-Pause, le pipi, den Druck auf die Blase der Zuschauer so verstärkt, dass er deren Gesundheit gefährdet!

Schreiben für deutsche Leser, ja!

Aber das geht nicht ohne umfangreiche Kenntnisse der „fremden“ Sprache. Als Autor, der zudem in einem kleinen Dorf wohnt, in dem das „Guten Tag!“ des Schülers Loudovic Lemoine bei Umstehenden schon Bewunderung hervor ruft, muss ich la pelle, die Schaufel, von la selle, dem Sattel, le billet, der Geldschein, von le billot, der Holzklötz, und la literie, die Bettwaren, von la litière, der Streu, unterscheiden können. Sonst wären keine Kontakte möglich. Und die sind für mich als Autor nötig.

Schreiben für „deutsch-lothringische“ Leser?

Mit einer erweiterten Frage:

Oder schreiben für Leser der ost-lothringischen Region, in der nur noch die ältere Generation Deutsch versteht und spricht und die Jüngeren aus schierer Notwendigkeit, eine Arbeitsstelle zu finden, dem Pariser Sprachdiktat längst Folge geleistet haben?

Diese Leserschaft ist auf dem Rückzug.

Und für französische Leser? Eher: nein!

Selbst wenn der Autor über gute französische Sprachkenntnisse verfügt, ist das Schreiben in einer Fremdsprache ein eigener künstlerischer Vorgang, kein mechanischer; denn die Unter- und Nebentöne der Muttersprache, ihr kultureller Untergrund, lassen sich nicht einfach über-setzen. Sprache ist mehr als ein Geflecht aus Lettern.

Dazu muss dem Autor im Ausland, sozusagen, eine neue Haut erwachsen. Denken Sie an das Beispiel von Samuel Beckett, der in Paris auf Französisch **anders** zu schreiben begann, als er es bisher auf Englisch tat. Er verwendete dazu andere Bausteine, die er erst sammeln musste.

Als einfache Form, aus diesem Dilemma herauszukommen, gilt eine Übersetzung aus fremder Hand. Doch dazu bedarf es im Einzelfall einer glücklichen Hand.

Es genügt eben nicht, sich im fremden Alltag umgangs- oder schriftsprachlich **verstehend** bewegen zu können. Obwohl verstehen, fir-stan im Althochdeutschen, ein Dazwischen-Sein nahe legt, gehört zum Über-setzen ein zweiter Vorgang: der einer neuen vermittelnden Tätigkeit, nämlich einer Rück-Über-Setzung in die Sprache dessen, der verstehen soll. Aus der Passivität erwächst eine Aktivität.

Und Europa?

Deutsch als Fremdsprache ist auf dem Rückzug in französischen Schulen, selbst in unserer Region. Ihm werden Englisch und Spanisch vorgezogen. Das erfordern schon die neuen, weltweiten Kommunikations-Techniken. Die eigentliche **Lingua franca**, einst das Französische, hervorgegangen aus dem Fränkisch-Lateinischen, ist zum Englischen hin abgewandert.

Obwohl die Barrieren der politischen Grenze abgesenkt worden sind, bleibt die Grenze in der Gestalt einer **Sprachgrenze** weiterhin bestehen. Allerdings scheint sie auf der nationalen Plattform zu verharren und stellt für unsere Nachfahren eine dringend zu lösende Aufgabe dar.

Die Lösung dieser Aufgabe im Hinblick auf eine verwirklichte Europäische Union, zum Troste sei's gesagt, hat vielerorts begonnen: so gibt es den Luxemburger Weg, bei dem, im frühkindlichen Alter beginnend, neben Luxemburgisch ebenso Französisch und Deutsch (und Englisch) gelehrt werden. Diese oder eine andere Mehrsprachigkeit könnte für die Staaten Europas zum Vorbild werden. Vor allem, wenn diese Chance, die zum Beispiel in Immigranten-Familien durchaus vorhanden ist, sprachen-lernend ergriffen wird,

Dazu bedarf es jedoch auch einer Förderung von Seiten des Staates, mehr als bisher.

Leider ist die Wirklichkeit auch hier keine *réalité en rose*, sondern, wie Monika Griefahn in der NG/FH 12/2008 über die **Kulturagenda** berichtet:

„Dort wird in 32 Punkten festgestellt, warum Kultur wichtig ist. Es folgen weitere 82 Punkte mit konkreten Aufforderungen an die Europäische Kommission. Abgesehen davon, dass die... verdrängte Frage der Finanzierung gemeinsam verantworteter europäischer Kultur fast schamhaft an 49. und 70. Stelle erwähnt wird, erweckt der vom Parlament verabschiedete Text eher den Eindruck einer Addition von Einzelwünschen als den, das Ergebnis einer mit Schwerpunkten und Prioritäten geführten Diskussion zu sein... und ist in gewisser Weise ein Spiegelbild der Unübersichtlichkeit, Unstrukturiertheit und Verwirrtheit, des oft unvermittelten Nebeneinander der europäischen Kulturverhältnisse.“

Lassen Sie mich, meine Damen und Herren, schließen mit dem Satz eines klassischen „Dualisten“, dem heiligen Augustinus:
„Verzweifele nicht, einer der Diebe wurde erlöst!
Frohlocke nicht, einer der Diebe wurde gehängt!“

(20. Januar 2008, anlässlich eines Kolloquiums des Literaturarchivs Saar-Lor-Lux-Elsass der Universität des Saarlandes)